

Akademie der Wissenschaften in Wien

Almanach
für das Jahr 1927

77. Jahrgang

Mit 7 Porträts

Wien, 1927

Hölder-Pichler-Tempsky, A.-G., Wien und Leipzig
Kommissionsverleger der Akademie der Wissenschaften in Wien
Druck der Österreichischen Staatsdruckerei

Hugo Schuchardt wurde am 4. Februar 1842 in Gotha geboren. Es ist wohl nicht ohne Bedeutung, daß seine Mutter eine französische Schweizerin war, und zwar die Nichte jenes Waadtländers Bridel, dem wir neben anderem das erste und bis vor kurzem einzige „Glossaire des patois de la Suisse romande“ verdanken. Er studierte unter Schleicher in Jena, Diez und Ritschl in Bonn, wo er 1864 mit einer Dissertation „De sermonis Romani plebei vocabulis“ promovierte. Daraus entstand dann 1866—1868 das dreibändige Werk „Der Vokalismus des Vulgärlateins“. 1870 habilitierte er sich mit einer Schrift „Über einige Fälle bedingten Lautwandels im Churwälschen“ und mit einer erst 1890 gedruckten Antrittsvorlesung „Über die Klassifikation der romanischen Mundarten“ in Leipzig. 1873 wurde er Professor in Halle, 1876 in Graz, wo er nun sein ganzes langes Leben verbrachte.

Schon der „Vokalismus des Vulgärlateins“ ist ein ganz ungewöhnliches Werk. Die Notizen der Alten, die Anschauungen der Humanisten und die Theorien der Neueren über eine neben der Schriftsprache bestehende römische Umgangssprache sind mit „erstaunlicher Vollständigkeit“ zusammengestellt, dazu nun aus den lateinischen Inschriften und Glossen, dann aus den Handschriftenabdrucken, soweit sie nicht nach dem gültigen Kanon reguliert waren, alles herangezogen, was vor allem über die Verschiedenheit im Vokalismus Auskunft geben konnte, und endlich, als lebende Spuren, die romanischen Mundarten in einem Umfange, wie es bisher nicht geschehen war, und schon in gewissem Grade die Randsprachen, die lateinische Elemente aufgenommen haben. Da es sich fast durchweg darum handelte, Neuland zu bebauen, so lag dem jungen Gelehrten vor allem daran, recht viel Stoff zu bringen, auch auf die Gefahr

hin, daß, wenn einmal die Grundlinien gezogen waren und es an den Ausbau und das Ausfeilen ging, sehr vieles als überflüssig oder gar als unbrauchbar weggeworfen werden müsse. Das finden wir auch später öfter bei ihm. Das geduldige Prüfen, das sorgfältige Erwägen des für und wider und eine darauf gestützte sichere Entscheidung lag nicht in seiner Art, hätte auch kaum zu so großen Erfolgen geführt wie das mutige Zugreifen.

Nach diesem ersten großen Wurf folgte eine Zeit der Ruhe, publizistisch ausgefüllt durch literarische Essays und Plaudereien über „Belli und die römische Satire“, „Virgil im Mittelalter“, „Die Parabel von den drei Ringen“, „Pompejanische Inschriften“ u. a. Auch die Festschrift für Karl Witte „Ribornell und Terzine“ schien darauf hinzuweisen, daß der anfängliche Sprachforscher ganz andere Wege einschlagen werde. Dann aber machte sich seine wahre Begabung in einem Ausmaße geltend, daß ihm bald kein anderer gleichkam. Nicht in dicken Büchern, wie dem „Vokalismus des Vulgärlateins“, wohl aber in einer endlosen Reihe von großen und kleinen Aufsätzen und von Besprechungen neuer Erscheinungen, die oft von größerem Werte sind als das besprochene Buch selber. Davon einen Begriff zu geben, ist nicht wohl möglich, ich werde daher im folgenden mehr die Hauptrichtungen der Schuchardt'schen Lebensleistung zu charakterisieren versuchen.

Wenn er sich gelegentlich dagegen wehrte, ein Romanist zu sein, so hat er doch auch den stolzen Ausspruch getan: Nil romani a me alienum esse puto. In der Tat hat er sich stets um alle romanischen Sprachen bekümmert, hat von Anfang an den Mundarten dieselbe Wichtigkeit zugeschrieben wie den paar Schriftsprachen,



A. J. Edwards

ja, diese lebenden Zeugen der Romania haben ihn vielmehr angezogen als die mittelalterlichen, namentlich als das Altfranzösische, das damals und zum Teil noch heute das A und das O vieler Romanisten ist. Frühzeitig erkannte er auch die Wichtigkeit der romanischen Lehnwörter der nicht romanischen Sprachen für die Lösung romanischer Sprachen.

Zunächst war es das Albanesische, an das er in Anlehnung an Miklosich's Forschungen als erster Romanist herantrat, um die romanischen Elemente herauszulesen. Zweifellos hat die weitere Vergleichung dieser eigenartigen Sprache mit den Schwestersprachen und die schärfere Fassung der lautlichen Umgestaltung des lateinischen und romanischen Elementes gar vieles von dem, was er als Fremdgut ansah, als uralt erweisen lassen, so daß heute der Aufsatz nur historischen Wert hat, aber der Ruhm, die erste Grundlage gegeben zu haben, bleibt ihm.

Ein anderes Grenzgebiet ist das Baskische. 1887 erschien ein Artikel „Romanobaskisches“, in dem gezeigt wurde, daß alle mit p anlautenden baskischen Wörter entlehnt sind, daß also das Baskische ursprünglich kein p besaß. War das für die Charakterisierung des Idioms und für die Frage nach dem Verhältnis zum Iberischen und anderen Sprachen von Wert, so ist doch sehr viel wichtiger die Erkenntnis und der Nachweis eines ungewöhnlich starken Einschlages fremden Gutes in dieser uralten Pyrenäensprache. Schuchardt ist auf diesem Wege weitergewandert und hat ganz eigentlich den Grundstein zu einer wirklich wissenschaftlichen Erforschung des Euskara gelegt. Dabei blieb er aber nicht stehen, sondern untersuchte auch interne Fragen, wie die des Konjugationssystems, dann natürlich die des Verhältnisses zum Iberischen, wo

er lange an dem Humboldt'schen Standpunkte festhielt, und er krönte diese Seite seiner Tätigkeit mit den „*Rudimenta linguae vasconiae*“, einer Einführung in das Baskische.

Die Frage, ob die sprachlichen Beziehungen von den Pyrenäen nach dem nahen Afrika gehen oder ob die westlichen Dorer mit den östlichen nicht nur dem Namen nach verwandt seien, lenkte seine Aufmerksamkeit auf die kaukasischen wie auf die afrikanischen Sprachen, und auch hier hat er sich dann mit Einzelfragen namentlich des Georgischen beschäftigt.

Zu den Anfängen der romanischen Sprachentwicklung zählt die so gern und so oft und zumeist mit ungenügenden Kräften angegangene Keltenfrage. Auch hier verdanken wir ihm eine Reihe tief eindringender Untersuchungen, die zum Teil denen Ascoli's vielfach überlegen waren, wenn sie auch dem viel reicheren Material gegenüber, das uns heute zur Verfügung steht, nicht mehr überall stichhalten.

Die Beschäftigung mit den afrikanischen Sprachen lenkte notwendigerweise den Blick auf das Berberische und dessen romanische Elemente. Und wiederum löste das Beschäftigung mit berberischen Problemen aus, die zu den romanischen Bestandteilen wenig oder keine Beziehung haben.

Wesentlich jünger und weniger interessant ist der katalonische Einschlag im Magyarischen, er hat denn auch Schuchardt zu weit über den eigentlichen Gegenstand hinausgehenden wortgeschichtlichen Untersuchungen veranlaßt. Aber auch hier ist das Romanische Ausgangspunkt für allerlei interne Untersuchungen geworden.

Daß der „*Vorfasser des Vokalismus des Vulgärlateins*“ das schwere Problem der Entstehung der romanischen Sprachen oder, was bis zu einem gewissen Grade dasselbe ist, der Vorgänge, die sich bei der Romanisierung der fremdsprachlichen Völker vollzogen, zu lösen bestrebt war, ist nur folgerichtig.

Er hoffte, dafür einen gewissen Anhaltspunkt an den Vorgängen zu bekommen, die sich heute in den außereuropäischen Ländern vollziehen, und schrieb die „kreolischen Studien“, die seit 1882 in langer Reihe in den Sitzungsberichten unserer Akademie und anderweitig erschienen sind. Damit hat er nun das Gebiet der Mischsprachen betreten, und nachdem er es erst in und aus der Ferne studiert hatte, wandte er sich seiner nächsten Nachbarschaft zu und widmete Miklosich das reiche Buch „Slawodeutsches und Slawoitalienisches“.

Warum er die germanisch-romanischen Beziehungen nicht auch untersucht hat? Lag es daran, daß er hier nicht mehr als Pionier arbeiten konnte?

Von den verschiedenen Gebieten der linguistischen Forschung hat ihn Wortbildungslehre und Syntax fast gar nicht interessiert, mehr die Lautlehre, über die er sich namentlich in Rezensionen mehrfach ausgelassen hat, vor allem aber die Wortforschung, die sich vom „Vokalismus des Vulgärlateins“ bis in die letzten Jahre wie ein roter Faden durch alle Arbeiten zieht, die den weitaus größten Teil seiner Veröffentlichungen ausmacht. Dreierlei scheint mir dabei charakteristisch. Erstens eine starke Betonung der Bedeutung der Wörter, der gemäß bei begrifflicher Übereinstimmung Zusammenhänge gesucht und angenommen werden, auch wenn zeitliche und räumliche Verhältnisse oder die Form der Wörter es vollständig auszuschließen scheinen. Zweitens die Freude an etymologischen Massen, die damit unmittelbar zusammenhängt, d. h. die Zusammenstellung von lautlich ähnlichen und begrifflich sich nahestehenden Wörtern, die sich über die ganze Romania und darüber hinaus erstrecken und deren Zusammengehörigkeit erwiesen werden soll. Auch hier ist Schuchardt der Mann mit dem weitschauenden Blick, der es aber

verschmäht, das individuelle Leben des einzelnen Wortes zu studieren und es danach zu beurteilen. Mit der Schnelligkeit des Autos durchheilt er die Sprachen und Dialekte der Welt, bekommt und schärft dadurch den Sinn für das Große und für die weiten Zusammenhänge, muß aber naturgemäß auf manches ebenso wichtige Kleine verzichten. Endlich als drittes hat er den Schallnachahmungen in der Wortschöpfung einen viel weiteren Raum eingeräumt, als es bisher der Fall gewesen ist, zugleich aber mit einem gewissen Maßhalten die Gefahr vermieden, daß dieses ja am schwersten exakt zu beweisende Mittel der etymologischen Forschung durch ein Allzuleicht und Allzuviel diskreditiert wird. Daß er die Verbindung von Wortforschung und Sachforschung zufällig zu derselben Zeit, da sie Meringer in Wien mit großem Erfolg inaugurierte, ebenfalls in Graz eifrig betrieb, zeigt vor allem die Festschrift für Mussafia, in der die Geschichte des Haspels und der Garnwinde mit reichen Bildern illustriert wird.

Neben der Spezialforschung und auf sie gestützt spielen die allgemeinen Fragen der Sprachgeschichte im Schuchardt'schen Denken und Schaffen eine Hauptrolle. Als in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts der Streit um die Lautgesetze entbrannte, schrieb er „Über die Lautgesetze; gegen die Junggrammatiker“. Ein Meisterstück geschickter Dialektik, das man heute noch mit Vergnügen liest, das in manchem den Nagel auf den Kopf getroffen hat, in anderem freilich mehr ein Streit am Worte ist, den man nach vierzig Jahren nicht mehr recht würdigen kann. Teillich ist die Bemerkung, daß die Strenge sich nicht am Objekt, sondern am Subjekt äußert, nicht die Lautgesetze sind strenger, sondern unsere Beobachtung der Kausalgesetze ist strenger. Wie denn auch zwischen dem

Schuchardt in der ersten Hälfte der siebziger Jahre gerade bei der lautlichen Begründung der Etymologien und dem seit den achtziger Jahren ein größerer Unterschied besteht als zwischen dem letzteren und den Junggrammatikern; wie auch er die Zügel straffer zieht, wobei ihm aber allerdings das Pferd öfter noch durchgeht als weniger kühnen Reitern.

An die Frage nach dem Grund und Wesen der Sprachveränderungen knüpft sich dann die nach dem Verhältnis von Sprechen und Denken und als letztes die nach dem Ursprung der Sprachen. Sie bilden in den letzten Jahren seine Lieblingsbeschäftigung. Wer nach Einzelstudien in Sprachen, die in ihrer historischen Entwicklung so reich dokumentiert sind wie die romanischen, wer nach einem, nicht auf das Durchblättern von Wörterbüchern und Grammatiken beschränkten Studium ganz anders gebauter Idiome als die indogermanischen an diese Fragen herantritt, hat wohl ein ganz besonderes Recht, gehört zu werden, ein größeres als diejenigen, die dem Sprachstudium fernstehen, nur aus zweiter oder dritter Hand schöpfen oder keinen andern Sprachbau als den indogermanischen kennen.

Eine vollständige Bibliographie, aus der man auch Schuchardt's Anteil am politischen Leben, sein warmes Eintreten für das Deutschtum während des Weltkrieges erschen kann, gibt Spitzer im *Hugo Schuchardt Brevier* 1922. Es umfaßt 842 Nummern und zwei im Nachtrag. Seither kommen eine Anzahl kleiner Artikel in der *Zeitschrift für romanische Philologie*, in der *Revue internationale des études basques*, ein paar Abhandlungen in den Sitzungsberichten der Wiener und der preußischen Akademie, die schon angeführten *Rudimenta* dazu, so daß das neunte Hundert wohl erreicht wird.

W. Meyer-Lübke.